

Die Frau, die davon ritt [Schluss]

Autor(en): **Lawrence, D.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Frau, die davon ritt

Von D. H. Lawrence

Deutsch von Else Jaffe-Richthofen

(Schluß)

Ehe die Sonne aufgegangen, war sie wieder im Sattel; sie stiegen steil in der eisigen Luft. Die Sonne kam, und bald wurde es ihr sehr heiß dem Brand an den kahlen Wänden ausgesetzt. Ihr schien, als stiegen sie auf das Dach der Welt. Drüben gegen den Himmel waren Schneeflecke. Im Lauf des Morgens kamen sie an eine Stelle, wo Pferde nicht mehr weiter konnten. Sie ruhten eine Weile, vor sich ein großer Absturz von nacktem Fels, wie die schimmernde Brust eines Erdgetiers. Über diesen Fels mußten sie, einer sich hin- und herwindenden Spalte entlang. Ihr schien, als kröche sie stundenlang in Qualen auf Händen und Füßen von Spalt zu Rissen den steilen Hang dieses reinen Felsberges entlang. Ein Indianer vor ihr und ein anderer hinter ihr gingen langsam aufrecht, in Sandalen von geflochtenem Leder. Aber sie, in ihren Reitstiefeln wagte nicht sich aufzurichten.

Was sie aber die ganze Zeit wunderte, war, daß sie fortfuhr, diese meilenlangen Felstafeln entlang zu kriechen. Warum stürzte sie sich nicht hinunter und machte ein Ende? Die Welt lag unter ihr.

Als sie endlich auf einen steinigen Hang hinaus kamen, sah sie zurück und erblickte den dritten Indianer, der ihren Sattel und die Satteltaschen auf dem Rücken trug, das ganze an einem Band über der Stirn festgemacht. Den Hut hielt er in der Hand, wie er langsam schritt, mit dem leisen, weichen, schweren Indianertritt; er wankte nicht in den Felspalten, den Kratzern, im Eisenschild des Berges.

Der steinige Hang führte hinunter. Die Indianer schienen erregt. Einer rannte in kurzem Trott voraus, um die Felsbiegung verschwindend. Und der Pfad wand und wand sich, bis sie zuletzt, im vollen Glanz der hohen Morgensonne, ein Tal unter sich sehen konnten – in Felswände eingeschlossen, wie in einem in die Berge eingelassenen Abgrund. Ein grünes Tal mit Bach und Bäumen und Gruppen von niedern, flachen glänzenden Häusern. Es war alles winzig und vollkommen, da unten, dreitausend Fuß tiefer. Sogar die flache Brücke über den

Strom und der Platz mit den Häusern rings herum, die größeren Gebäude an den entgegengesetzten Seiten des Platzes zusammengehäuft, die hohen Baumwollbäume, die Weiden und Strecken von dürrgelbem Mais, die Flecken brauner Schafe oder Ziegen in der Ferne auf den Hängen, die eingezäunten Pferche am Flußufer. Da war es, klein und vollkommen, magisch wie jeder Ort von der Höhe her magisch aussieht. Das befremdende war, daß die niederen Häuser weiß glitzerten, weiß getüncht und wie Kristalle aus Salz oder Silber aussahen. Das erschreckte sie.

Nun begann der lange, sich windende Abstieg, dem Bach folgend, der stürzte und fiel; zuerst nur Felsen; dann fingen die Tannen an und bald die silbergliedrigen Espen. Die Blumen des Herbstes, große rote Sternblumen, und weiße und viele gelbe wuchsen im Überfluß. Aber sie mußte niedersitzen, sie war so müde. Und sie sah die bunten Blumen schattenhaft, als blasse verschwebende Schatten, wie ein Gestorbner sie sehen muß.

Endlich kam Gras und Weideflächen zwischen den gemischten Espen und Tannen. Ein bis auf Hut und Lendentuch in der Sonne nackter Schäfer trieb seine Schafe weiter. Zwischen Bäumen saßen sie und warteten, sie und der junge Indianer. Der mit dem Sattel war auch weiter gegangen. Sie hörten jemand kommen. Es waren drei Männer in schönen rot und orange und gelb und schwarzen Sarapes, der Kopfschmuck aus glänzenden Federn. Die grauen Haare des Ältesten waren mit Pelz durchflochten, sein rot und orange Sarape war von seltsamen schwarzen Zeichnungen durchwirkt, wie ein Leopardenfell. Die beiden andern waren nicht grau, aber zu den ältesten gehörten sie auch. Ihre Decken waren gestreift und ihr Kopfschmuck nicht so kunstvoll. Der junge Indianer wandte sich in einigen leisen Worten an die Ältesten. Sie hörten zu ohne zu antworten, oder ihn und die Frau anzusehen, sie hielten das Gesicht abgewandt und den Blick zu Boden, sie hörten nur. Und zuletzt wandten sie sich und sahen die Frau an.

Der alte Häuptling oder Mediziner, oder was er war, hatte ein dunkel bronzenes, tief durchfurchtes Gesicht, um den Mund ein paar spärliche graue Haare. Zwei lange Zöpfe von grauem Haar mit Pelzwerk und bunten Federn durchflochten. Aber nur seine Augen waren es, auf die es ankam. Sie waren schwarz und von ungeheurer durchdringender Schärfe, kein Nachlassen in ihrer dämonisch kühnen Macht. Er sah mit langem durchdringendem Blick die weiße Frau an; was er suchte, wußte sie nicht. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, den

Blick auszuhalten und auf der Hut zu sein. Aber es half nichts. Er schaute sie nicht an wie ein Mensch den andern. Er bemerkte ihren Widerstand oder ihre Herausforderung gar nicht, sondern sah über beides hinweg, wohin, das wußte sie nicht. Sie mußte einsehen, es war hoffnungslos, irgend einen menschlichen Kontakt mit dieser Kreatur zu erwarten. Er wandte sich mit ein paar Worten an den jungen Indianer. « Er fragt, was wollen Sie hier? » sagte der auf Spanisch.

« Ich? Nichts. Ich wollte nur sehen, wie es hier ist. »

Auch das wurde übersetzt und der Alte wandte noch einmal den Blick auf sie. Dann sprach er wieder in seinen leisen murmelnden Tönen zu dem Jungen. « Er sagt, warum verläßt sie ihr Haus mit den weißen Männern? Will sie den Chilchuis den Gott der Weißen bringen? »

« Nein », antwortete sie drauflos. « Ich habe selbst den Gott der Weißen verlassen. Ich wollte den Gott der Chilchui suchen. »

Tiefes Schweigen folgte, als dies übersetzt war. Dann sprach der Alte wieder, leise, wie erschöpft.

« Sucht die weiße Frau die Götter der Chilchui, weil sie ihres eigenen Gottes müde ist? » lautete die nächste Frage.

« Ja. Sie ist des Gottes der Weißen müde », antwortete sie in der Meinung, das wollten sie hören. Sie wolle den Göttern der Chilchui dienen.

Sie bemerkte, wie in dem tiefen Schweigen, das der Übersetzung folgte, Triumph und Frohlocken in den Indianern aufflammte. Dann richteten sich alle diese durchdringenden Augen, in denen stählernes, gieriges Wollen unbegreiflich glitzerte, auf sie. Es war ihr um so rätselhafter, als nichts Sinnliches in dem Blick war. Er hatte eine schreckliche, glitzernde Reinheit, die sie nicht begriff. Wäre nicht etwas in ihr erstorben, das ihr nur ein kaltes, aufmerksames Wundern ließ, so wäre sie wohl von Schreck gelähmt worden. Die Ältesten sprachen eine Weile, dann gingen sie und ließen sie mit dem alten Häuptling und dem Jungen. Der alte Mann sah sie nun mit einer gewissen Besorgtheit an.

« Er sagt, Sie sind müde? »

« Sehr müde. »

« Die Männer werden Ihnen einen Wagen bringen. »

Als der Wagen kam, erwies er sich als eine Tragbahre, eine Art Hängematte aus dunkelm Wollfries, die an einer Stange auf den Schultern zweier langhaariger Indianer ruhte. Die wollene Matte wurde auf dem Boden ausgebreitet, sie setzte sich darauf und die Männer hoben die Stange auf die Schultern. Schaukelnd, als sei sie in einem Sack, wurde

sie aus dem Hain getragen, hinter dem Häuptling her, dessen leopardengefleckte Decke in der Sonne flickerte.

Sie waren in den Talgrund gekommen. Vor ihnen waren die Maisfelder mit den reifen Kolben. Der Mais war in dieser Höhe nicht sehr hoch. Der stark begangene Pfad führte hindurch und alles, was sie sehen konnte, war die aufrechte Gestalt des Häuptlings, in dem flammend und schwarzen Sarape, wie er weich und schwer und schnell schritt, den Kopf gradeaus gerichtet, ohne rechts und links zu schauen. Ihre Träger folgten, rhythmisch schreitend, das lange, blauschwarze Haar schimmerte wie ein Fluß auf den nackten Schultern des Mannes vor ihr. Sie waren durch den Mais zu einem großen Wall oder Befestigung aus Erde und Lehm gekommen. Die Holztüren waren offen. Dahinter lag ein Netzwerk von kleinen Gärten, voller Blumen und Kräuter und Obstbäumen, jeder von einem kleinen Graben fließenden Wassers bewässert. Zwischen jeder Gruppe von Bäumen und Blumen lag ein kleines, glitzernd weißes Haus ohne Fenster mit geschlossenen Türen. Das ganze war ein Netzwerk von kleinen Pfaden, Rinnsalen und Brückchen zwischen viereckigen, blühenden Gärten. Dem breitesten Pfad folgend – eine weiche glatte Spur zwischen Gras und Blättern, ein Pfad, den Jahrhunderte menschlicher Füße glatt getreten, ohne daß je Huf oder Pferd oder Wagen ihn entstellt hätte, – kamen sie zu dem kleinen rasch und hellfließenden Bach; eine Balkenbrücke führte darüber. Alles schwieg – nirgends ein menschliches Wesen. Die Straße führte unter herrlichen Baumwollbäumen weiter. Plötzlich endete sie vor der zentralen Plaza des Dorfes. Dies war ein längliches Rund weißer Häuser mit flachen Dächern; zwei größere Gebäude, bei denen sozusagen kleine viereckige Hütten auf größeren rechteckigen standen, bildeten etwas überquer die gegenüberliegenden Schmalseiten. Jedes kleine Haus war blendend weiß, bis auf die großen, vorstehenden Balkenenden unter dem Dach und die flachen Dächer selbst. Um jedes der größeren Gebäude, auf der Rückseite, war ein eingezäunter Garten mit Bäumen und Blumen und verschiedenen kleinen Häusern. Nicht eine Seele war zu sehen. Schweigend gingen sie durch die Häuser auf den Platz; der war ganz leer und trocken, die Erde von endlosen Generationen hin und her, von Tür zu Tür laufender Füße glatt getreten. Alle Türen der fensterlosen Häuser führten auf diesen Platz, aber alle waren geschlossen. Das Feuerholz lag nah der Schwelle, ein Lehmofen rauchte noch, aber kein Leben rührte sich. Der alte Mann ging über den Platz zu dem großen Haus; wie in einem Haus aus Kinder-

bausteinen standen zwei obere Stockwerke, eins kleiner als das andere, übereinander. Eine Steintreppe führte von außen auf das Dach des ersten Stockwerkes.

Am Fuß dieser Treppe standen die Träger still und ließen die Frau auf die Erde nieder. « Sie werden hinaufgehen », sagte der junge Indianer, der spanisch konnte. Sie stieg die Treppe zum Dach des ersten Hauses hinauf, das eine Plattform um die Mauern des zweiten Stockes bildete. Sie folgte um diese Plattform nach hinten; dort stiegen sie wieder hinunter in den Garten auf der Rückseite. Jetzt erschienen zwei Männer; sie waren barhaupt, mit langem geflochtenem Haar und in einer Art weißem, in das Lendentuch hinein geschürztem Hemd. Mit ihnen gingen sie durch den Garten, wo rote Blumen und gelbe Blumen blühten, einem langen, niederen, weißen Haus zu. Sie traten ohne anzuklopfen ein.

Drinne war es dunkel. Leise Männerstimmen murmelten. Mehrere Männer; ihre weißen Hemden schienen im Dunkel, unsichtbar die Gesichter. Sie saßen auf einem großen Block von altem, glatten Holz an der Rückwand. Und bis auf diesen Block schien der Raum leer. Aber nein, im Dunkel auf der einen Seite war ein Lager, eine Art Bett und dort lag jemand, mit Fellen zugedeckt.

Der alte Indianer, der die Frau begleitet hatte, nahm nun seinen Hut und seine Decke und seine Sandalen ab. Er legte sie beiseite und sprach leise. Für eine Weile kam keine Antwort. Dann hob sich wie eine Erscheinung ein uralter Mann, dem das schneeweiße Haar um das kaum sichtbare Antlitz hing, und auf den Ellenbogen gelehnt, schaute er vage, in starrem Schweigen auf die Gruppe.

Der grauhaarige Indianer sprach wieder und dann führte der Junge die Frau an der Hand nach vorn. In ihrem leinenen Reitkleid, den schwarzen Stiefeln und Hut und dem rührenden bißchen roter Kravatte stand sie da neben dem Fellager des alten, uralten Mannes, der aufgerichtet, auf den Ellenbogen gestützt saß, entrückt wie ein Geist; sein weißes Haar floß wirr, das fast schwarze Gesicht, erfüllt mit einer entrückten, jenseitigen Dringlichkeit bog sich ihr entgegen.

Sein Gesicht war so alt, es war wie dunkles Glas und die paar krausen Haare, die weiß über seinen Lippen und dem Kinn standen, waren ganz unglaublich. Die langen weißen Locken flossen unordentlich zu beiden Seiten des glasigen Gesichtes. Und unter dem schwachen Puder der weißen Augenbrauen schauten die schwarzen Augen auf sie wie von den fernen, fernen Toten, als sähen sie etwas, das nie zu sehen ist.

Zuletzt sprach er ein paar tiefe hohle Worte, wie in die dunkle Luft.

« Er sagt, bringen Sie Ihr Herz dem Gott der Chilchui? » übersetzte der junge Indianer.

« Sage ihm ja », antwortete sie automatisch. Eine Pause. Der junge Indianer sprach wieder, wie zur Luft. Einer der Männer ging hinaus. Schweigen wie von Ewigkeit her in dem düsteren Raum, den nur das Licht durch die offene Tür erhellte.

Die Frau sah um sich. Vier alte Männer mit grauem Haar saßen auf dem Block der Tür gegenüber. Zwei andere, kraftvoll und regungslos standen neben der Tür. Alle hatten sie langes Haar und trugen weiße, in das Lendentuch geschürzte Hemden. Die starken Beine waren nackt und dunkel. Schweigen wie von Ewigkeit her.

Endlich kam der Mann mit weißen und schwarzen Kleidungsstücken auf dem Arm zurück. Der junge Indianer nahm sie und sie der Frau hinhaltend, sagte er: « Sie müssen Ihre Kleider ausziehen und diese anlegen. »

« Wenn ihr Männer alle hinaus geht! »

« Niemand wird Ihnen etwas zuleide tun », antwortete er ruhig.

« Nicht so lange Ihr Männer hier seid! » sagte sie.

Er sah die beiden Männer an der Türe an. Sie kamen schnell vor und packten plötzlich ihre Arme, ohne ihr wehzutun, aber mit großer Gewalt. Dann kamen zwei der alten Männer und mit merkwürdigem Geschick schlitzen sie ihre Stiefel mit scharfen Messern entlang und zogen sie aus und schlitzen ihre Kleider auf, so daß sie abfielen. In wenig Augenblicken stand sie weiß und unbedeckt. Der alte Mann auf dem Bett sprach und sie drehten sie nach ihm herum, damit er sehen könne. Wieder sagte er etwas: der junge Indianer nahm geschickt Kamm und Nadeln aus ihrem blonden Haar, so daß es in lockiger Wirrniß über ihre Schultern fiel. Er führte sie an das Lager. Der weißhaarige, glasdunkle, alte Mann netzte seine Fingerspitzen und äußerst zart berührte er sie an den Brüsten, dem Körper und auf dem Rücken. Und jedesmal, wenn die Fingerspitzen ihre Haut entlang glitten, erbebt sie, als berühre sie der Tod selbst.

Sie wunderte sich, fast bekümmert, warum sie sich in ihrer Nacktheit nicht schäme. Sie war nur traurig und verloren. Denn niemand schämte sich. Die älteren Männer waren alle dunkel in einer andern, tiefen, finsternen, unbegreiflichen Erregung erstarrt, die ihre eigene Bewegtheit aufhob, während der junge Indianer einen seltsamen Ausdruck von Ver-

zückung zur Schau trug. Sie selbst war sich zum äußersten fremd und entrückt, als sei ihr Leib nicht ihr eigen.

Sie gaben ihr die neuen Gewänder: ein langes, weißes Baumwollhemd, das bis zum Knie reichte. Dann ein Überkleid von dickem blauen Wollstoff, mit grünen und scharlachnen Blumen gestickt. Es war nur über einer Schulter festgemacht und mit einem breiten Band von scharlach und schwarzer Wolle gegürtet.

Als sie so gekleidet war, brachte man sie barfuß fort, zu einem kleinen Haus in dem eingezäunten Garten. Sie könne haben, was sie brauche, sagte der junge Indianer. Sie verlangte Wasser um sich zu waschen. Er brachte es in einem Krug, dazu eine lange hölzerne Schale. Dann machte er das Gittertor ihres Hauses fest und ließ sie gefangen. Sie konnte durch das Gitter sehen, die roten Blumen im Garten und einen Kolibri. Dann hörte sie vom Dach des großen Hauses den langen, schweren Klang der Trommel, ihr unirdisch in seinem Aufruf und eine erhobene Stimme, die vom Hausdach in einer fremden Sprache, mit ferner, gefühlloser Betonung rief und irgend eine Rede oder Botschaft kund tat. Und sie lauschte wie aus dem Totenreich hervor.

Aber sie war sehr müde. Sie legte sich auf ein Lager von Fellen, zog die Decke von dunkler Wolle über sich und schlief, alles aufgebend.

Als sie aufwachte, war es später Nachmittag; der junge Indianer brachte einen flachen Korb mit Speise: Tortillas, Maisbrei mit Fleischstückchen, wohl Schaffleisch, und ein Getränk aus Honig und einige Pflaumen. Auch eine lange Guirlande aus roten und gelben Blumen mit Quasten von blauen Knospen brachte er ihr. Er besprengte die Guirlande mit frischem Wasser aus dem Krug und bot sie ihr. Er schien sanft und rücksichtsvoll. Das Glitzern in den schwarzen Augen mit den gebogenen dunkeln Wimpern war fort; er schaute sie mit der weichen Glut einer Entzückung an, die nicht ganz menschlich und furchtbar unpersönlich war, und die sie erschreckte.

«Brauchen Sie noch etwas?» fragte er mit seiner leisen, langsamen melodischen Stimme, die wie zurückgehalten schien, als spräche er beiseite zu jemand anderem oder als wollte er den Klang sie nicht erreichen lassen.

«Soll ich hier gefangen sein?» fragte sie.

«Nein, morgen können Sie in den Garten», sagte er sanft. Immer diese merkwürdige Fürsorge.

«Mögen Sie dies Getränk?» sagte er, ihr eine kleine irdene Tasse bietend. «Es ist sehr erfrischend.»

Sie schlürfte neugierig die Flüssigkeit. Sie war aus Kräutern bereitet und mit Honig gesüßt und hatte einen fremdartigen, nachhaltigen Duft. Der junge Mann beobachtete sie mit Befriedigung.

« Es schmeckt merkwürdig. »

« Es ist sehr erfrischend », antwortete er, immer mit demselben Blick befriedigter Entzückung. Dann ging er. Und plötzlich wurde ihr übel und sie erbrach sich heftig, als habe sie keine Gewalt mehr über sich.

Später fühlte sie eine große beruhigende Mattigkeit sie überkommen, ihre Glieder fühlte sie kräftig, locker und gelöst; auf dem Lager ausgestreckt lauschte sie den Dorftönen, sah den Himmel gelb werden und roch den Rauch von brennendem Zedern- oder Tannenholz. So deutlich hörte sie das Heulen winziger Hunde, das Schlurfen ferner Füße, das Stimmengemurmel, so scharf unterschied sie den Geruch des Rauches, der Blumen, des einfallenden Abends, so lebendig sah sie den einen hellen Stern unermesslich fern, wie er sich aus dem Sonnenuntergang hob, daß ihr vorkam als seien alle ihre Sinne in die Luft aufgelöst, als könne sie die Nachtblumen sich entfalten hören und den kristallinen Klang der Himmel, wie die weiten Kreise der Weltatmosphäre aneinander vorbeiglitten und als ob das Auf- und Niedersteigen der Feuchte in der Luft wie eine Harfe im Kosmos erklänge.

Sie war im Haus und dem eingezäunten Garten gefangen, aber sie bemerkte es kaum. Und Tage vergingen, ehe sie begriff, daß sie nie eine andere Frau sah. Nur die Männer, die ältlichen Männer aus dem großen Haus, das wohl eine Art Tempel sein mußte und die Männer seine Priester. Denn sie trugen immer dieselben Farben, rot, orange, gelb und schwarz und hatten das gleiche ernste entrückte Benehmen. Manchmal kam ein alter Mann und saß bei ihr in ihrem Gemach – in vollkommenem Schweigen. Keiner sprach etwas anderes als Indianisch, bis auf den einen Jüngeren. Die älteren lächelten ihr zu und saßen manchmal stundenlang bei ihr, ihr zulächelnd, wenn sie spanisch sprach, aber niemals antwortend, außer mit diesem langsamen, wohlwollenden Lächeln. Sie strömten ein Gefühl von fast väterlicher Fürsorge aus. Aber diese dunkeln Augen, die über ihr brüteten, hatten verborgen in ihren Tiefen etwas furchtbar Wildes und Unerbittliches. Sie bedeckten es mit einem Lächeln, sobald sie ihren Blick fühlten. Aber sie sah es.

Immer wurde sie mit dieser unpersönlichen Fürsorge behandelt, dieser äußerst unpersönlichen Sanftmut, wie ein alter Mann ein Kind behandelt. Aber wenn ihr alter Besucher in seiner schweigenden,

tückisch-väterlichen Art gegangen war, überkam sie Furcht, wie ein Schock – aber wovon, wußte sie nicht.

Der junge Indianer pflegte bei ihr zu sitzen und mit ihr zu reden – scheinbar ganz aufrichtig. Aber auch bei ihm, fühlte sie, blieb das Eigentliche ungesagt. Vielleicht war es unaussprechlich. Seine großen dunkeln Augen ruhten fast liebevoll auf ihr, seine schöne, langsame, schmachtende Stimme sprach zögernd sein kindliches fehlerhaftes Spanisch. Er sei der Enkelsohn des alten, alten Mannes, Sohn des Mannes in dem Leoparden-Sarape: und sie seien Kaziken, Könige aus den alten, alten Zeiten, ehe noch die Spanier gekommen waren. Aber er war in der Stadt Mexico gewesen und in den Vereinigten Staaten. Er hatte als Arbeiter am Straßenbau in Los Angeles gearbeitet. Bis nach Chicago war er gekommen.

«Sprechen Sie denn nicht Englisch?» fragte sie.

Seine Augen ruhten mit einem merkwürdigen Ausdruck von Zweideutigkeit und Zwiespalt auf ihr und er schüttelte stumm den Kopf.

«Was haben Sie in den Staaten mit Ihrem langen Haar getan? Haben Sie es abgeschnitten?»

Wieder schüttelte er mit dem Ausdruck von Qual den Kopf. «Nein,» sagte er leise, gedämpft, «ich habe einen Hut und ein Tuch um den Kopf getragen.» Und er verfiel in ein Schweigen, als ob Erinnerung ihn quäle.

«Sind Sie der einzige Mann von Ihrem Volk, der in den Staaten war?» fragte sie ihn.

«Ja – ich bin der einzige, der lange fort war. Die andern kommen bald wieder, nach einer Woche. Sie bleiben nicht fort. Die alten Männer erlauben es nicht.»

«Und warum sind Sie gegangen?»

«Die alten Männer wollen – weil ich Kazike sein werde –»

Er sprach immer mit derselben Naivität, einer fast kindlichen Offenheit. Aber vielleicht lag das nur an seinem Spanisch. Oder war Sprechen ihm überhaupt etwas Unwirkliches. Jedenfalls fühlte sie, alles Wirkliche wurde zurückgehalten.

Er kam und saß oft bei ihr – manchmal mehr als ihr lieb war – als ob er verlange, in ihrer Nähe zu sein. Sie fragte, ob er verheiratet sei. Ja, – mit zwei Kindern.

«Ich möchte Ihre Kinder sehen!»

Aber er antwortete nur mit dem Lächeln, dem lieblichen, beinahe ekstatischen Lächeln, über dem die dunkeln Augen kaum etwas von

ihrer rätselhaften Entrücktheit verloren. – Merkwürdig, er konnte stundenlang bei ihr sitzen, ohne sie je befangen oder ihres Geschlechtes bewußt zu machen. Er schien kein Geschlecht zu haben, wie er da so still und sanft und anscheinend unterwürfig saß, den Kopf ein wenig vorgebeugt und die Flut glänzend schwarzen Haares mädchenhaft über die Schultern gebreitet.

Und doch, wenn sie wieder aufschaute, sah sie die Schultern breit und stark, die Augenbrauen schwarz und grade, die kurzen, gebogenen eigensinnigen Wimpern über den gesenkten Augen, die kleine, pelzartige Schnurrbartlinie über den schwärzlichen, dicken Lippen, das kräftige Kinn, und sie wußte – auf eine andere geheimnisvolle Weise war er dunkel und machtvoll männlich. Und er, der fühlte, wie sie ihn beobachtete, schaute rasch mit einem dunkel lauernden Blick zu ihr auf, den er sofort mit dem halbtraurigen Lächeln verschleierte.

Tage und Wochen vergingen in einer unbestimmten Art von Zufriedenheit. Manchmal war sie unruhig, da sie fühlte, daß sie sich nicht mehr gehöre. Sie hatte keine Macht mehr über sich, sie stand unter dem Bann einer anderen Macht. Und zeitenweise hatte sie Anfälle des Schreckens und Entsetzens. Aber dann kamen diese Indianer und saßen bei ihr und bannten sie durch ihre schweigende Gegenwart, ihre geschlechtslose, starke, physische Gegenwart. Wie sie da saßen, schienen sie ihren Willen wegzunehmen, sie willenlos ihrer eigenen Gleichgiltigkeit zur Beute zu lassen. Der junge Mann brachte ihr süße Getränke, oft dasselbe zum Brechen reizende, manchmal andere. Danach wurden ihre Glieder schwer, die Sinne schienen lauschend, hörend in der Luft zu schweben. Sie hatten ihr eine kleine Hündin gebracht, die sie Flora nannte. Und einmal glaubte sie in der Entrückung ihrer Sinne, sie höre, wie der kleine Hund empfänge und wie der winzige Leib anfinde, von Jungen trächtig zu werden. Ein ander Mal konnte sie den großen Ton der sich drehenden Erde hören, wie eine ungeheure dröhnende Bogensaite.

Aber als die Tage kürzer und kälter wurden, als sie fror, überkam sie ein plötzliches Aufflammen ihres Willens und das Verlangen, hinaus zu gehen, fortzugehen. Und sie bestand bei dem jungen Mann darauf, sie wolle hinaus.

So ließ man sie eines Tages auf das oberste Dach des großen Hauses steigen und auf den Platz schauen. Es war der Tag des großen Tanzes, aber nicht alle tanzten. Frauen mit ihren Kindern im Arm standen zuschauend unter ihren Türen. Auf der gegenüberliegenden Seite vor

dem andern großen Haus war ein Gedränge und eine kleine glänzende Gruppe auf dem Terrassendach des ersten Stockes, vor den weit offenen Türen des oberen Stockes. Durch diese offenen Türen konnte sie Feuer im Dunkel glimmen sehen und Priester im Kopfschmuck von schwarz und gelb und ebensolchen gewandartigen Decken mit langen grünen Fransen sich umher bewegen. Eine große Trommel tönte langsam und regelmäßig in dem dichten indianischen Schweigen. Die Menge unten wartete.

Dann schlug eine Trommel helle Töne an und ein tiefer, mächtiger Männergesang brach in eine schwere, wilde Musik aus, wie ein Wind, der in einem zeitlosen Wald braust, viele reife Männer in einem Atem singend wie der Wind; und lange Linien von Tänzern schritten aus dem großen Haus. Männer mit nackten, golden-bronzenen Leibern und strömendem schwarzen Haar, an den Armen rote und gelbe Federbüschel um die Hüften, kurze Röcke von weißem Fries mit einem Strick schwerer Stickerei in rot und schwarz und grün – sich leise vorwärts neigend und die Erde in dem hingegenommenen, monotonen Tanz stampfend, das Fuchsfell, das ihnen vom Gürtel hing, im üppigen Schaukeln, der Schwanz über der Ferse des Tänzers schwebend. Und hinter jedem Mann eine Frau mit seltsam, kunstvollem Kopfschmuck aus Seemuscheln und Federn in kurzem schwarzem Rock, sich aufrecht bewegend, Federbüschel in der Hand, rhythmisch wehend und leise die Erde mit den bloßen Füßen tretend.

So die lange Linie des Tanzes sich aus dem großen Haus gegenüber windend. Und aus dem großen Haus unter ihr die Eindringlichkeit der Trommel, der hohle, brausende, sturmgleiche männliche Gesang, das unaufhörliche Schaukeln der Fuchsfelle hinter den mächtigen, golden bronzenen, stampfenden Beinen der Männer, die Herbstsonne, aus einem makellos blauen Himmel auf die Fluten schwarzer Männer und Frauenhaare niederströmend, das stille, stille Tal, die Felsenwände dahinter, das furchtbar mächtige Aufsteigen des Berges gegen den reinen Himmel, sein von reiner Weiße brennender Schnee. –

Stunden und Stunden schaute sie, verzaubert und wie eingeschlüfert. Und in der furchtbaren Ununterbrochenheit des Trommelns, dem ursprünglich brausend tiefen Singen, dem endlosen Stampfen der fuchsschwänzigen Männer, dem Tritt der schweren vogelartigen Frauen in den schwarzen Röcken schien sie zuletzt ihren eigenen Tod zu fühlen; ihr Ausgelöschtwerden. Als solle sie vom Feld des Lebens gelöscht werden. In den seltsam getürmten Symbolen auf den Köpfen der

wandellos entrückten Frauen, schien sie ein Mene Tekel Upharsin zu lesen. Ihre äußerst persönliche und individualistische Gattung Frau sollte wieder ausgelöscht werden; die großen ursprünglichen Symbole sollten wieder die gestürzte individuelle Unabhängigkeit der Frau überragen. Die Klugheit und gespannt nervöse Bewußtheit der hoch gezüchteten weißen Frau sollte wieder einmal in dem großen Strom unpersönlichen Geschlechtes und unpersönlicher Leidenschaft untergehen. Wie hellstichtig sah sie das große Opfer vorbereitet. Und von Todesangst erstarrt ging sie in ihr kleines Haus zurück. –

Danach bekam sie immer Angst, wenn sie die Trommeln abends hörte und den erhobenen wilden Ton der um die Trommel singenden Männer, wilden Geschöpfen gleich, die zu den unsichtbaren Göttern des Mondes und der verschwundenen Sonne heulen. Etwas vom kichernenden, schluchzenden Schrei des Coyote, etwas vom triumphierenden Bellen des Fuchses, der fernen wild-melancholischen Ekstase des heulenden Wolfes, der Qual des Pumaschreies und der Eindringlichkeit des ursprünglichen wilden Menschenmannes, der manchmal zärtlich und immer wild ist.

Manchmal stieg sie des Nachts auf das hohe Dach und hörte der dunklen Gruppe junger Männer um die Trommel auf der Brücke, grade hinter dem Dorfplatz zu, wie sie stundenlang sangen. Manchmal gab es ein Feuer und in dem Feuerschein tanzten und stampften Männer in weißen Hemden oder nackt bis auf das Lendentuch wie Gespenster, Stunde um Stunde in der kalten finstern Luft, im Feuerschein, tanzten und stampften sie wie Truthähne oder fielen kauernd, sich in ihre Decke hüllend zum Ausruhen neben das Feuer nieder.

«Warum habt ihr alle dieselben Farben?» fragte sie den jungen Indianer. «Warum habt ihr alle rot und gelb und schwarz über euren weißen Hemden? Und die Frauen schwarze Röcke!»

Er sah ihr neugierig in die Augen; das schwache, ausweichende Lächeln kam auf seine Lippen. Hinter dem Lächeln lag eine weiche, seltsame Bosheit.

«Weil unsere Männer das Feuer und der Tag sind und unsere Frauen die Nachträume zwischen den Sternen.»

«Sind die Frauen nie Sterne?» fragte sie.

«Nein. Wir sagen, sie sind die Räume zwischen den Sternen, die Sterne auseinander halten.» Wieder kam der leise Spott in seinen Blick. «Weiße Leute, sie wissen nichts. Sie sind wie Kinder, immer mit Spielzeug. Wir kennen die Sonne und wir kennen den Mond. Und wir sagen,

wenn eine weiße Frau sich opfert für unsere Götter, dann unsere Götter werden wieder die Welt machen und die Götter der Weißen gehn kaput.»

«Wie sich opfern?» fragte sie rasch.

Und er, ebenso rasch, deckte sich, deckte sich mit seinem beruhigenden Lächeln.

«Sie ihre eignen Götter opfert und kommt zu unsern. So meine ich», sagte er tröstend. Aber sie war nicht beruhigt. Eisige Furcht und Gewißheit durchfuhr ihr Herz.

«Der Sonnengott, er lebt im einen Ende vom Himmel», fuhr er fort, «und der Mond am andern. Und die Männer die ganze Zeit müssen den Sonnengott zufrieden halten auf seine Seite vom Himmel und die Frauen die Mondfrau auf ihre Seite. Die ganze Zeit sie müssen daran arbeiten. Und der Herr der Sonne er kann nicht in das Haus von der Mondfrau gehen und die Mondfrau nicht in das Sonnenhaus am Himmel. So die Frauen bitten die Mondfrau in ihre Höhle zu kommen, in sie hinein. Und der Mann er zieht den Herrn der Sonne hinunter, bis er seine Kraft hat. Die ganze Zeit er tut das. Dann, wenn ein Mann eine Frau hat, dann geht der Sonnenherr in die Mondhöhle und so alle Dinge auf der Welt fangen an.»

Sie hörte zu, ihn genau beobachtend, wie ein Feind den andern beobachtet, der doppelsinnig spricht. «Warum», fragte sie, «seid ihr Indianer dann nicht Herren der Weißen?»

«Weil der Indianer schwach geworden ist und die Macht über den Sonnengott verloren hat; so haben die weißen Männer ihn gestohlen. Aber sie können ihn nicht halten. Sie haben ihn, aber sie wissen nicht, was mit ihm tun, wie ein Knabe, der hat gefangen einen großen grauen Bären und kann ihn nicht tot machen und kann nicht weglaufen. Der graue Bär frißt den Knaben, der ihn fängt, wenn er will weglaufen. Weiße Männer nicht wissen, was mit dem Herrn der Sonne tun und weiße Frauen nicht wissen, was mit der Mondfrau. Die Mondfrau, sie ist böse mit den weißen Frauen, wie eine Puma, wenn ihre Jungen getötet sind. Die Mondfrau, sie beißt die weißen Frauen – hier innen», – und er drückte seine Seiten – «Die Mondfrau ist böse mit der Höhle von einer weißen Frau. Der Indianer sieht es. – Und bald», fügte er hinzu, «bekommen die Indianerfrauen die Mondfrau zurück und halten sie ruhig in ihrem Haus. Und die Indianermänner bekommen die Sonne und die Macht über die ganze Erde. Weiße Männer wissen nicht, was der Sonnenherr ist. Niemals.»

Er fiel in ein entzücktes Schweigen. «Aber», stammelte sie, «warum haßt ihr uns so? Warum haßt ihr mich?»

Plötzlich sah er auf mit einem Schein im Gesicht und einem flammenden Lächeln: «Nein, wir hassen nicht», sagte er leise, mit einem schimmernden Blick.

«Ihr tut es doch», sagte sie verloren und hoffnungslos.

Und nach einem Augenblick des Schweigens stand er auf und ging.

Der Winter war in das hohe Tal gekommen, mit Schnee, der am Tag in der Sonne schmolz und bitterkalten Nächten. Sie lebte, halb betäubt weiter, fühlend, wie ihre Herrschaft über sich mehr und mehr abebbte, als ob ihr Wille sie verließ. Immer fror sie in demselben erschlafenen, wirren, hingeopferten Zustand, es sei denn, daß das gesüßte Kräutergetränk ihren Geist ganz betäubte und ihre Sinne zu einer Art erhöhten mystischen Wachheit befreite und zum Gefühl, als löse sie sich beglückend in die Harmonie der Dinge auf. Dies wurde zuletzt der einzige Bewußtseinszustand, den sie wirklich anerkannte: dieses erlesene Gefühl, sich in die höhere Schönheit und Harmonie der Dinge zu verbluten. Dann konnte sie die großen Sterne am Himmel, die sie durch ihre Türe sah, in ihrem Leuchten und ihrer Bewegung sprechen hören und dem Kosmos Vollkommenheiten mitteilen, wie sie – Glocken am Himmelsdom – in wunderbaren Wellen aneinander vorüber schwangen und in dem zeitlosen Tanz sich fügten, durch Räume von Nacht voneinander getrennt. Und an kalten, wolkigen Tagen konnte sie den Schnee zwitschern und leise am Himmel pfeifen hören, – gleich Vögeln, die im Herbst sich finden und davon fliegen, – wie er plötzlich dem unsichtbaren Mond Lebewohl zurief und hinausglitt aus den Reichen der Luft, um friedevolle Wärme frei zu machen. Sie selbst rief dem festgehaltenen Schnee herunterzufallen aus der oberen Luft. Sie rief dem unsichtbaren Mond zu, nicht mehr zornig zu sein, Friede zu machen mit der unsichtbaren Sonne, wie eine Frau, die in ihrem Hause wieder gut ist. Und sie roch die Süße des Mondes, der im winterlichen Himmel der Sonne nachgab, wenn der Schnee in zarter, kalt-duftender Entspannung fiel, wenn der Frieden der Sonne wieder mit dem Frieden des Mondes in Einklang war.

Sie fühlte auch den Schatten, der auf den Indianern des Tales lag, eine tiefe stoische Trostlosigkeit, so tief, daß sie fast fromm war.

«Wir haben unsre Macht über den Sonnenherrn verloren und wir wollen ihn wieder haben. Aber er ist wild mit uns und scheu, wie ein Pferd, das weggelaufen ist. Wir müssen viel leiden!» so sagte der

junge Indianer und sah ihr mit Anspannung in die Augen. Und sie erwiderte wie verzaubert.

«Ich hoffe, daß Ihr ihn zurückbekommt.»

Er lächelte triumphierend. «Wünschen Sie es?»

«Ja,» antwortete sie, schicksalhaft.

«Dann ist es gut. Dann werden wir ihn bekommen.» Und er ging erhoben fort.

Sie trieb einer Erfüllung zu, die zu vermeiden sie keinen Willen hatte und die ihr doch schwer von endgiltiger Furchtbarkeit schien.

Es mußte fast Dezember sein, denn die Tage waren kurz, als sie wieder vor den alten Mann gebracht, ihrer Kleider entledigt und mit den Fingerspitzen berührt wurde. Der alte Kazike sah ihr in die Augen mit seinen Augen voll einsamer, ferner, schwarzer Dringlichkeit und flüsterte ihr etwas zu.

«Er will, daß Sie das Friedenszeichen machen,» übersetzte der Junge und zeigte ihr die Geste, «Frieden und Abschied für ihn.»

Sie war durch den schwarzen, glasisen, scharfen Blick des alten Kazike gebannt, der sie ohne Zucken ansah, sie wie ein Basilisk bannend. In ihren Tiefen sah sie auch ein gewisses väterliches Mitgefühl und Flehen. Sie legte in der vorgeschriebenen Weise die Hand vor das Gesicht und machte das Zeichen Friede und Lebewohl. Er erwiderte das Friedenszeichen und sank in seine Felle zurück. Sie dachte, er stürbe und wisse es.

Darauf folgte ein Tag der Ceremonien, als sie in einem blauen Mantel mit weißen Fransen und blauen Federn in der Hand dem Volk gezeigt wurde. Vor dem Altar des einen Hauses wurde sie mit Weihrauch geräuchert und mit Asche bestreut. Vor dem Altar des gegenüber liegenden Hauses wurde sie wieder von den prachtvollen, erschreckenden Priestern in gelb und rot und schwarz, mit scharlachbemalten Gesichtern beräuchert und dann mit Wasser bespritzt. Inzwischen gewährte sie verschwommen das Feuer auf dem Altar, den schweren, schweren Trommelschlag, den schweren Klang der Männerstimmen, die mächtig, tief, wild zu singen begannen, das Hin und Her der Gesichter auf der Plaza unten und das Zusammenschließen zum heiligen Tanz.

Aber zu dieser Zeit war ihr Alltagsbewußtsein stumpf, ihre unmittelbare Umgebung war wie Schatten für sie, fast körperlos. Mit verfeinerten Sinnen konnte sie die Erde auf ihrer Reise schweben hören, wie einen abgeschossenen Pfeil, das rauschende Sausen der Luft und das Dröhnen der großen Bogensehne. Mehr und mehr hatte ihr persönliches Be-

wußtsein sie verlassen, sie war in einen andern Zustand leidenschaftlich-kosmischer Bewußtheit übergegangen, wie von Rauschgiften betäubt. Sie war der dumpf religiösen Seele der Indianer und ihren Visionen erlegen.

Nur eine persönliche Frage fragte sie den jungen Indianer.

«Warum trage nur ich Blau?»

«Das ist die Windfarbe. Die Farbe von dem was fort geht und niemals wiederkommt, aber immer da ist, und wie der Tod zwischen uns wartet. Es ist die Farbe der Toten. Und es ist die Farbe, die weit fort ist, die aus der Ferne uns anschaut, die nicht zu uns kommen kann. Wenn wir näher gehen, geht es weiter. Es kann nicht nah sein. Wir sind ganz braun und gelb und schwarzes Haar und weiße Zähne und rotes Blut. Wir sind die, die hier sind. Aber Sie mit den blauen Augen, Sie sind Botin von weit fort, Sie können nicht bleiben und jetzt ist es Zeit für Sie zurück zu gehen.

«Wohin?»

«Zu den fernen Dingen wie die Sonne und die blaue Mutter des Regens und Ihnen sagen, daß wir wieder das Volk der Erde sind und daß wir wieder den Sonnenherrn und die Mondfrau zusammen bringen können: unser Volk. Die weißen Frauen haben die Mondfrau in den Himmel hinein getrieben und wollen sie nicht zum Sonnenherrn kommen lassen. So ist er böse. Und die Indianer müssen die Mondfrau dem Sonnenherren geben.»

«Wie?» fragte sie.

«Die weiße Frau muß sterben und wie ein Wind zu dem Sonnenherren gehen, ihm sagen, daß die Indianer ihm das Tor aufmachen. Und die Indianerfrauen werden der Mondfrau das Tor aufmachen. Die weißen Frauen lassen die Mondfrau nicht aus der blauen Weide herunter kommen. Die Mondfrau ist früher zu unseren Frauen herunter gekommen wie eine weiße Ziege zwischen Blumen. Und der Sonnenherr möchte herunterkommen wie ein Adler auf die Tannen. Aber er ist ausgesperrt hinter dem weißen Mann und die Mondfrau ist ausgesperrt hinter der weißen Frau. Sie sind zornig und alles in der Welt wird zorniger. Der Indianer sagt, er gibt dem Sonnenherrn die weiße Frau; so wird er über den weißen Mann wegspringen und wieder zum Indianer kommen. Aber die Mondfrau wird erstaunt sein, sie wird das Tor offen sehen und nicht wissen, wohin gehen. Aber die Indianerfrau wird rufen: „Komm! Komm! Komm zurück in mein Grasland! Die böse weiße Frau kann Dir nichts mehr tun!“ Dann wird der Sonnenherr

über die Köpfe der weißen Männer hinweg die Mondfrau auf den Weiden unsrer Frauen sehen und die Roten Männer um sie herum wie Tannenbäume. Dann wird er über die weißen Männer hinwegspringen und durch die Fichten zu den Indianern gelaufen kommen. Und wir, die wir rot und gelb und schwarz sind, wir, die wir bleiben, wir werden die Sonne zur Rechten und den Mond zur Linken haben. So können wir den Regen auf unsere blauen Wiesen niederbringen und aus den schwarzen wieder aufsteigen lassen; wir können dem Wind rufen, der dem Mais zu wachsen befiehlt, wenn wir wollen, wir werden die Wolken zum Bersten bringen und die Schafe Zwillingslämmer werfen machen. Und wir werden voller Macht sein, wie ein Frühlingstag. Aber die Weißen werden ein harter Winter sein, ohne Schnee – »

« Aber, » sagte die weiße Frau, « ich sperre die Mondfrau nicht aus, wie könnte ich? – »

« Ja, » sagte er, « Sie schließen die Tore und dann Sie lachen und denken, Sie tun, was Sie wollen. »

Niemals verstand sie ganz, wie er sie ansah. Er war immer so sanft und sein Lächeln so weich. Und doch war das Glitzern in seinen Augen und ein unnachgiebiger Haß hinter seinen Worten, ein tiefer unpersönlicher Haß. Persönlich mochte er sie gern, das fühlte sie. Er war gut zu ihr, auf eine merkwürdige, weiche, leidenschaftslose Weise zu ihr hingezogen. Aber unpersönlich haßte er sie mit einem mystischen Haß. Er lächelte ihr einschmeichelnd zu. Aber wenn sie im nächsten Augenblick ihn überraschend ansah, fing sie den Nachblick reinen Hasses in seinen Augen auf.

« Muß ich sterben und der Sonne dargeboten werden? » fragte sie.

« Irgendwann, » lachte er ausweichend, « irgendwann sterben wir alle. »

Sie waren sanft und rücksichtsvoll mit ihr. Diese fremden Männer, die alten Priester, behüteten und pflegten sie wie Frauen. In ihrem weichen, schleichenden Verstehen war etwas Weibliches. Aber ihre Glitzeraugen und ihr dunkler, geschlossener Mund, der in den breiten Kiefer öffnete, die kleinen, starken, weißen Zähne, waren ursprünglich männlich und grausam.

Eines Tages, als Schnee fiel, brachten sie sie in ein großes dunkles Gemach des großen Hauses. Feuer brannte in einer Ecke auf einer Art Hochsitz unter einem Baldachin von Lehmwerk. Im Glutschein sah sie die feurigen Leiber der fast nackten Priester und fremdartige Symbole an der Decke und den Wänden. Es gab weder Tür noch Fenster in dem Gemach, sie waren eine Leiter vom Dach heruntergestiegen.

Und das Tannenholzfeuer tanzte hin und her und zeigte die mit fremden Zeichen bemalten Wände und das sonderbare rot und schwarz und gelbe Muster der Balkendecke und Nischen mit seltsamen Gegenständen, die sie nicht unterscheiden konnte.

Die alten Priester vollzogen in tiefem Schweigen, indianischem Schweigen am Feuer eine Zeremonie. Sie saß auf einem niederen Vorsprung der Mauer, gegenüber dem Feuer, zwei Männer ihr zur Seite. Jetzt gab man ihr ein Getränk aus einer Schale, das sie wegen des Entrückungszustandes, der darauf folgte, gerne nahm.

In dem Schweigen und der Dunkelheit gewahrte sie aufs genaueste, was mit ihr geschah: wie sie ihr die Kleider abnahmen und sie vor eine große unheimliche blau, weiß und schwarze Malerei an die Wand stellten und wuschen, mit Wasser und dem Kräuterabguß, sogar ihr Haar wuschen, zart und sorgsam und es mit weißen Tüchern trockneten, so daß es weich und glänzend wurde. Dann legten die Männer sie auf ein Lager unter ein anderes, unentwirrbares Bild in rot und gelb und schwarz und rieben ihren ganzen Körper mit süß duftendem Öl und massierten ihre Glieder, Rücken und Seiten mit langen, hypnotischen Strichen. Ihre dunkeln Hände waren unglaublich stark und doch weich, von unbegreifbarer einhüllender Weiche. Und die dunkeln Gesichter, die sich über ihren weißen Körper beugten, waren mit roter Farbe verfinstert und gelben Strichen um die Wangen. Und die schwarzen Augen glitzerten entrückt, während die Hände an dem weißen, weißen Körper der Frau arbeiteten.

Sie waren so unpersönlich, an etwas über sie hinaus hingegeben. Sie war ihnen ein mystischer Gegenstand, Gefäß für Leidenschaften, die sie nicht fassen konnte. Selbst in ihrem Zustand von Entrücktheit beobachtete sie die über sie gebeugten, dunklen Gesichter, die durchscheinend rot bemalt, mit gelben Strichen durchquert, fremdartig schimmerten. Und in diesem unheimlichen, leuchtend-dunklen lebenden Maskengesicht starrten die Augen immer gleich unbeirrbar, und die Lippen waren in drohender, trauriger Finsternis geschlossen. Grenzenlose Traurigkeit, Finsternis, äußerste Entschlossenheit, unerschütterbare Rache und aufsteigender Triumph – das las sie in ihren Gesichtern, als sie lag und von den dunkeln, fremden Händen zu mystischer Glut geknetet wurde. Ihre Glieder, ihr Fleisch, ja ihre Knochen schienen sich zu rosigem Nebel aufzulösen, in dem ihr Bewußtsein schwebte wie ein Sonnenstrahl in purpurner Wolke.

Sie wußte, der Glanz würde nachlassen und die Wolke ergrauen.

Aber noch glaubte sie es nicht. Sie wußte, sie war ein Opfer; all diese sorgfältige Arbeit an ihr war die Zubereitung des Opfers. Es war ihr gleich. Sie wollte das.

Später legten sie ihr eine kurze blaue Tunika an und brachten sie auf die obere Terasse, um sie dem Volk zu zeigen. Sie sah die Plaza unter sich voll dunkler Gesichter und glitzernder Augen. Kein Mitleid, nur harter Triumph. Das Volk stieß bei ihrem Anblick einen unterdrückten Schrei aus, und sie erschauerte. Aber Schmerz fühlte sie kaum.

Der folgende Tag war der letzte. Sie schlief in einem Gemach des großen Hauses. Im Morgendämmer legten sie ihr eine blaue Decke mit einer Franse um und führten sie auf die Plaza, unter die Menge des schweigenden, schwarz verhüllten Volkes. Reiner weißer Schnee lag auf der Erde und die dunkeln Menschen in schwarzbraunen Decken sahen wie Bewohner einer andern Welt aus.

Eine große Trommel schlug langsam und ein alter Priester sprach von einem Hausdach. Aber erst Mittag kam eine Tragbahre und das Volk stieß den leisen tierischen Schrei aus, der so erschütternd war. In der sackartigen Bahre saß der alte, uralte Kazike; sein weißes Haar war mit schwarzen Litzen und großen Türkissteinen durchflochten. Sein Gesicht war wie ein Stück Obsidian. Er hob die Hand zum Zeichen und die Träger hielten vor ihr. Die alten Augen auf sie gerichtet sprach er mit seiner hohlen Stimme ein paar Augenblicke zu ihr. Niemand übersetzte.

Eine andere Bahre kam und sie wurde hineingehoben. Vier Priester in ihrem Scharlach und Schwarz und Gelb und dem Federn-Kopfschmuck gingen voraus, die Bahre mit dem alten Kaziken folgte. Dann fingen die leichten Trommeln an und zwei Gruppen von Sängern brachen zugleich in den wilden männlichen Gesang aus. Und die golden-roten, fast nackten Männer, mit Federn und kurzen Röckchen geschmückt, die schwarze Haarflut über die Schultern fließend, bildeten zwei Reihen und fingen an, den Tanz zu treten. So schlängelten sie sich aus der schneeigen Plaza in zwei langen prächtigen Reihen aus dunkelm Rot-Gold und Schwarz und Pelz; sie schwangen mit einem leisen Klang von Muschelscherben und Feuersteinsplittern und wanden sich zwischen den zwei um die Trommel singenden Männerschwärmen über den Schnee.

Langsam bewegten sie sich hinaus und ihre Bahre mit der Begleitung von gefiederten, grausigen, tanzenden Priestern folgte. Alles trat den

Tanzschritt, selbst leise die Träger. Von der Plaza gingen sie, an rauchenden Öfen vorbei, den Pfad zu den großen Baumwollbäumen, die wie grausilberne Spitzen bloß und zart über dem Schnee gegen den blauen Himmel standen. Der klein gewordene Bach floß zwischen Eisfängen; die Schachbrettfelder der eingezäunten Gärten waren verschneit und die weißen Häuser schienen jetzt gelblich. Das ganze Tal glitzerte unerträglich von reinem Schnee bis zur Felsenmauer. Und über die flache Schneekissenwiege wand sich das lange Band des Tanzes in langsam und prächtigen orange und schwarzen Wellenbewegungen. Rasch klopfte die Trommel und in der kristallinen, eisigen Luft lag das Aufschwellen und Brüllen des Wildengesanges wie Besessenheit.

Sie saß und schaute mit großen starren, blauen Augen, unter denen die Schatten giftetrunkener Mattigkeit lagen. Sie wußte, in dem Glitzern dieses Schnees, unter den Händen dieser wilden, prächtigen Leute werde sie sterben. Und wie sie in den blauen Himmelsglanz über den zersägten, mächtigen Bergen schaute, dachte sie: Ich bin schon tot. Was für ein Unterschied ist zwischen der Toten, die ich jetzt bin, gegen die Tote, die ich bald sein werde? Aber ihre Seele wurde schwach und betrübt.

Die Prozession zog sich in ständigem Tanz langsam über die Schneeebene zu den Hängen zwischen den Tannen. Sie sah die kupferdunkeln Männer den Tanzschritt weiter zwischen den mattkupfernen Stämmen tanzen. Und zuletzt trat auch sie, in ihrer schaukelnden Bahre, zwischen die Tannen ein.

Weiter zogen sie, hinauf, über den Schnee unter Bäumen, an herrlichen Stämmen von mattem, geflecktem Kupfer vorüber; das Rasseln und Schütteln und Treten des windenden Tanzes hinein in den Wald, in den Berg hinein. Sie folgten einem durch das Erstarren der Quellwasser ausgetrockneten Bachbett; da waren dunkle, rotbronzene Weidenbüsche mit Ruten wie wildes Haar und bleiche Espen wie kaltes Fleisch gegen den Schnee. Dann ragende dunkle Felsen.

Zuletzt fühlte sie, daß die Tänzer sich nicht mehr vorwärts bewegten. Näher und näher kam sie den Trommeln, wie dem Lager eines geheimnisvollen Tieres. Dann öffnete sich durch die Büsche ein seltsames Amphitheater: gegenüber lag eine große, hohl gewölbte Felsmauer, über die ein riesiger, rieselnder, raubtierzahngleicher Eiszapfen hing. Das Eis strömte aus dem Abgrund oben über den Felsen und stand dann still, aus dem hohen Himmel herabgeflossen fast bis hinunter zu

den ausgehöhlten Steinen, wo das Ursprungsbecken des Baches hätte sein sollen. Aber das Becken war trocken.

Auf jeder Seite des Beckens hatten sich die Tänzer aufgestellt und der Tanz ging vor einem Hintergrund von Büschen ohne Unterbrechung weiter. Sie aber fühlte diesen zahnartigen Eisfeiler, der von der Lippe des dunklen Absturzes oben hing. Und hinter dem dicken Eisstrick sah sie die leopardenartigen Gestalten der Priester den gewölbten Fels hang hinaufklettern zu der Höhle, die eine Öffnung, eine Mündung in die halbe Höhe der Klippe bohrte. Ehe sie begriff, stolperten ihre Träger in den Fußspuren und erkletterten den Fels. Auch sie war hinter dem Eis. Da hing es, wie ein Vorhang, der nicht ausgebreitet ist, sondern nach unten stößt wie ein riesiger Fangzahn. Und nahe bei ihr war die Mündung der Höhle, die tief in den Fels sank. Auf der Schwelle standen die Priester in all ihrer Pracht von Federn und befransten Gewändern und beobachteten ihren Aufstieg. Zwei neigten sich vor um den Trägern zu helfen. Endlich war sie auf der Schwelle, weit hinter dem Eisschaft, über dem hohlen Rund zwischen den Büschen unten, wo die Männer tanzten und das ganze Dorf sich schweigend drängte.

Die Sonne glitt den Nachmittagshimmel zur Linken hinab. Sie wußte, dies war der kürzeste Tag im Jahr und ihr letzter Lebenstag. Sie stellten sie mit dem Gesicht gegen die farbenschillernde Eissäule, die wunderbar gehalten, weit vor ihr niedersank.

Ein Zeichen wurde gegeben und der Tanz unten hielt an. Vollkommenes Schweigen. Man reichte ihr ein wenig zu trinken, dann nahmen ihr zwei Priester Mantel und Gewand ab, und in ihrer fremdartigen Weiße stand sie da, zwischen den grausigen Gewändern der Priester, hinter dem Eisfeiler zwischen und hinter dem dunkeln Volk. Die Menge unten stieß den wilden leisen Schrei aus. Dann wandten die Priester sie, so daß sie mit dem Rücken gegen die offene Welt stand, ihr langes blondes Haar dem Volk unten zugewandt. Und sie schrien wieder.

Sie schaute zur Höhle. Ein Feuer brannte und flackerte tief drinnen. Vier Priester hatten ihre Gewänder abgelegt und waren fast so nackt wie sie; vier kräftige Männer; sie hielten die dunkeln bemalten Gesichter gesenkt. Vom Feuer kam der uralte Priester mit einer Räucherpfanne. Er war nackt und in einem Zustand barbarischer Ekstase. Er räucherte sein Opfer und psalmodierte dazu mit hohler Stimme. Hinter ihm kam ein anderer Priester ohne Gewand mit zwei Steinmessern.

Nach der Räucherung wurde sie auf einen großen flachen Stein

gelegt; die vier Männer hielten sie an den ausgestreckten Armen und Beinen. Hinter ihr stand der Alte wie ein mit dunkelm Glas überzogenes Skelett, und beobachtete, ein Messer in der Hand, entrückt die Sonne; hinter ihm wieder der andere nackte Priester mit dem Messer.

Sie hatte wenig Empfinden, obgleich sie alles, was geschah, wußte. Sich dem Himmel zuwendend, sah sie die gelbe Sonne. Sie sank. Der Eisfeiler war wie ein Schatten zwischen dem Gestirn und ihr. Und sie bemerkte, daß die gelben Strahlen die halbe Höhle füllten, obgleich sie noch nicht den Altar hinten im Grund erreicht hatten, wo das Feuer brannte. Ja, die Strahlen krochen langsam vor. Je schräger sie wurden, desto tiefer drangen sie. Wenn die rote Sonne im Sinken war, dann würden sie voll durch den Eisfeiler hindurch in die Tiefe der Höhle, in das Innerste scheinen.

Jetzt verstand sie, daß darauf die Männer warteten. Selbst die sie hielten, beugten und wandten sich vor und schauten mit glitzerndem Eifer, mit Ehrfurcht und Verlangen zur Sonne. Die schwarzen Augen des alten Kazike waren wie schwarze Spiegel auf die Sonne gerichtet, als enthielten sie, selbst blicklos, eine furchtbare Antwort an das erglühende Wintergestirn. Und die Augen der Priester waren in dem purpurnen, eisigen Schweigen des Winternachmittags funkelnd auf das sinkende Licht gebannt. Angstvoll, verlangend und wild. Ihre Wildheit verlangte etwas und sie warteten auf den Augenblick. Und ihre Wildheit war bereit in mystischen Triumph auszubrechen. Aber noch waren sie voller Angst.

Nur die Augen jenes alten Mannes nicht. Schwarz und starr wie blicklos, schauten sie auf die Sonne, über sie hinweg. Und in ihrer schwarzen, leeren Gesammeltheit war Macht, entrückte, ferne Macht, aber eine Macht tief hinunter bis ins Herz der Erde, hin bis zum Herzen der Sonne. Vollkommen ohne Bewegung wartete er, bis die rote Sonne ihren Strahl durch die Säule von Eis schicken würde. Dann würde der alte Mann zustoßen und treffen, das Opfer vollziehen und die Macht vollenden.

Die Herrschaft, die dem Menschen zukommt und die von Rasse zu Rasse geht.